

ELIZABETH VON ARNIM

Elizabeth *auf* Rügen



Wenn eine eine Reise tut, dann kann sie was erzählen . . .

Auf einer Kutschenwanderung über Rügen schwelgt Elizabeth – endlich mal ohne ihren grimmigen Ehemann! – nicht nur in den Schönheiten der Landschaft und Natur, sie erlebt auch allerlei kuriose Abenteuer: Beim Baden fällt sie buchstäblich auf ihre Cousine Charlotte, die sie fortan nicht mehr loswird. Doch nicht nur das: Auch eine schrullige Engländerin mit ihrem verwöhnten Sohn und Charlottes Mann, der seine aufmüpfige Gattin wieder einfangen möchte, sind ihr auf den Fersen . . .

In ihrem berühmten Reiseroman erzählt Elizabeth von Arnim von ihren hinreißenden Erlebnissen und bezaubernden Naturbeobachtungen auf der Insel Rügen. Sie entwirft ein prächtiges Bild der »Perle der Ostsee« und lädt zu kurzweiligen Wanderungen über die Insel ein. Von Stralsund geht es über Miltzow und Lauterbach nach Göhren und Thiessow, von dort über Sellin nach Binz. Wir erkunden die Wälder um Granitz, das Jagdschloss und den Schwarzen See. Dann geht es weiter über Binz nach Stubbenkammer, Glowe und Wiek. Ein Abstecher nach Hiddensee beschließt die elftägige Wanderung.

Elizabeth von Arnim, 1866 in Australien geboren, heiratete den preußischen Baron von Arnim und lebte einige Jahre auf dem pommerschen Gut Nassenheide, das sie in ihrem Erfolgsroman *Elizabeth und ihr Garten* (1898) verewigt hat. Es folgten 21 weitere Romane, eine zweite Ehe und eine Freundschaft mit H. G. Wells. Sie lebte in Großbritannien, Italien und Südfrankreich, 1939 emigrierte sie in die USA. Elizabeth von Arnim starb 1941 in Charleston/USA.

Von ihr sind u.a. im Insel Taschenbuch erschienen: *Elizabeth und ihr Garten* (it 1293), *Verzauberter April* (it 3257), *Der Garten der Kindheit* (it 3258), *Die Reisegesellschaft* (it 3259), *Tage des Glücks* (it 3260).

ELIZABETH VON ARNIM

Elizabeth *auf* Rügen

Roman

Aus dem Englischen von
Angelika Beck

INSEL VERLAG

Der vorliegende Roman erschien erstmals 1904 unter dem Titel
The Adventures of Elizabeth in Rügen.

Umschlagabbildung: akg-images

insel taschenbuch 4116

Originalausgabe

Erste Auflage 2012

© Insel Verlag Berlin 2012

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: bürosüd, München

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35816-9

I 2 3 4 5 6 – 17 16 15 14 13 12

DER SECHSTE TAG

Das Jagdschloss

Als ich am nächsten Morgen in ihr Zimmer schaute, schlief sie noch. Daher machte ich die Tür sachte wieder zu, ermahnte Gertrud, sie nicht zu stören, und brach zu einem Spaziergang auf. Es war kurz vor acht Uhr, und die Leute saßen noch bei ihrem Kaffee, so dass ich den Strandweg unter den Buchen entlang des im Morgenlicht glitzernden Meeres ganz für mich allein hatte. Er verläuft ein Weilchen dicht am Wasser unterhalb des steilen bewaldeten Hügels, der Binz gegen die Westwinde abschirmt – ein Hügel, steil und hoch genug, um jemanden, der ihn nach dem Essen besteigt, tüchtig zum Schnaufen zu bringen; dann zieht sich rechter Hand eine tiefe schmale Schneise in den Wald hoch, die wie aus weichstem, grünstem Moos herausgeschnitten wirkt, so vollständig sind ihre Flanken davon bedeckt. Als ich so mittendrin im sanften Halbdunkel ihrer grünen Wände stand und hoch darüber sich die Zweige der Buchen trafen und zu meinen Füßen die weite Wasserfläche glitzerte, meinte ich, noch nie ein stilleres Fleckchen Erde betreten zu haben. Es herrschte eine wunderbare vollkommene Stille. Nichts schien sich zu regen. Kein Rascheln der Buchenblätter war zu vernehmen, obwohl sie sich leicht bewegten, kein Laut drang vom Wasser herauf, kein Plätschern, kein Wellenschlag; solange ich dort verweilte, hörte ich weder einen Vogel zwitschern noch Insekten summen. Es hätte der Eingang zu irgendeinem Heiligtum sein können, so ungewohnt und feierlich mutete die Stille an; und als ich aus dem Schatten zum Licht emporblickte, wo die Morgensonne den Farn mit ihren Strahlen überflutete, hatte ich plötzlich das Ge-

fühl, nicht einfach einen gewöhnlichen Spaziergang zu machen, sondern zum Tempel Gottes hinaufzusteigen, um zu beten.

Will man die Seele von den trostlosen Verkrustungen befreien, die sich unweigerlich bilden, wenn man versucht, seine Pflicht zu tun, oder geduldig erträgt, bis andere die ihre einem selbst gegenüber erfüllen, so kenne ich keine sicherere Methode, als sich mutterseelenallein hinaus in die Natur zu begeben – entweder bei Tagesanbruch, wenn die Erde noch unbefleckt von den Füßen der Emsigen und nur Gott zugegen ist, oder am Abend, wenn sich die Stille herabgesenkt hat. Dann schaue ich empor zu den Sternen und wundere mich über die Nichtigkeiten des vergangenen Tages, über die Wertlosigkeit der Dinge, um die man sich bemüht hat, über die Torheit, so wütend und so rastlos und voller Angst gewesen zu sein. Nichts führt einem das Leben besser vor Augen, als des Nachts ein Weilchen mit den Sternen Zwiesprache zu halten. Was sind schon pflichtschuldige Abendgebete, heruntergeleiert zwischen Kissen und Decken, verglichen mit solch tiefer Demut vor der Erhabenheit des Himmels? Und welchen Wert haben jene hastigen Morgenandachten, die, gestört von der Befürchtung, der Kaffee könnte kalt werden und dadurch den in jedem Haus zu findenden notorischen Nörgler noch mehr als gewöhnlich erzürnen, den neuen Tag zu einem glücklichen weihen sollen, verglichen mit einem Spaziergang in der Morgenfrische, bei dem man Gott unter seinem weiten Himmel aus freien Stücken dafür dankt, dass er so gütig zu uns ist? Nachdem ich dort oben im sonnendurchfluteten Raum zwischen den glänzenden Farnen mein luftiges *Te Deum* dargebracht hatte, ging ich so unbeschwert meines Weges wie noch nie nach einer häuslichen Andacht. Der Wald war an jenem Morgen

so heiter, so funkelnd, so voll von emsigen, glücklichen Geschöpfen, dass nur ein bedauernswertes Herz in einer solchen Gesellschaft nicht fröhlich gewesen wäre. Hier, wo alles Gesundheit und Frische atmete, war einfach kein Platz für Reue, für schuldbewusstes Sich-auf-die-Brust-Schlagen; und ich finde in der Tat, dass wir schrecklich viel Zeit mit Bereuen und Bedauern verschwenden. Die ratsame, die einzig vernünftige Einstellung gegenüber einem gemachten Fehler oder einer begangenen Sünde besteht sicherlich darin, seine moralischen Schultern kräftig zu schütteln, kräftig genug, um Fehler und Sünden abzuschütteln und aus dem Gedächtnis zu verbannen. Die Sünde selbst war ohnehin eine schlimme Zeitverschwendung, und so sollte keine weitere Zeit mehr damit vertan werden, wehmütig darüber nachzusinnen. Sollen wir armen Menschen, die wir aufgrund unserer zahlreichen körperlichen Schwächen und Gebrechen im Kampf mit dem Schicksal ohnehin von Anfang an im Hintertreffen sind, auch noch unsere Seelen mit einer stets größer werdenden Bürde von Reue und Zerknirschtheit belasten? Sollen wir uns von der Last lebhafter Erinnerungen das Herz brechen lassen? Wie vermögen wir das Leben zu ertragen, wenn wir andauernd in den Sumpf aus bitteren und oft ungerechten Selbstvorwürfen fallen? Jeder Morgen gibt uns das Licht zurück und damit eine neue Chance, uns zu bessern. Ist es nicht die reinste Idiotie und Undankbarkeit, sich das Heute, das uns Gott schenkt, vom Gestern verderben zu lassen?

In der Nacht hatte sich starker Tau gebildet, und so war das Moos entlang des Weges ganz durchtränkt davon. Die Blätter der schlanken jungen Buchen funkelten vor Nässe, und die auf beiden Seiten überhängenden Farne benetzten mein Kleid, als ich durch sie hindurchging. Nirgendwo gab

es eine düstere Ecke, die zum Trübsalblasen einlud. Selbst die Eichelhäher hätten einen ausgelacht und aus der Fassung gebracht, wenn man dagesessen und ein bekümmertes Gesicht gemacht hätte. Bisweilen verengte sich der Pfad, und die Baumkronen verdeckten den Himmel; dann wieder führte er mich auf eine besonnte Lichtung und einmal an einer Reihe mächtiger Buchen entlang, hinter der sich eine Wiese den Hang hinaufzog, über deren Grashalmen die Hitze tanzte. Eichhörnchen waren meine ständigen Begleiter. Sie schnatterten und tollten vergnügt herum, wie es kluge Eichhörnchen eben tun, die ganz in der Gegenwart leben. Und hoch über meinem Kopf sangen Lerchen in sorgloser Wonne, weil sie ja keine Ahnung hatten, dass sie wahrscheinlich schlimme Lerchen mit Vergangenheit waren; und zu meinen Füßen lagen Eidechsen reglos in der Sonne, ohne zu wissen, wie schlecht es sich ziemt, untätig in der Sonne zu liegen, sobald man Kleider trägt und ein Gewissen hat. Was den Duft des Waldes betrifft, so kennt ihn ein jeder, der frühmorgens nach einer taureichen Nacht jemals durch ein Gehölz streifte, und weiß, wie er die Lebensgeister dessen weckt, der ihn einatmet. Daher brauche ich nicht weiter zu schildern, wie glücklich und gestärkt ich einen langgezogenen, dichtbewaldeten Hügel hinaufstieg. Als ich, oben angekommen, aus dem Wald trat, befand ich mich im hellen Sonnenschein auf einer Rasenfläche mit Tischen im Schatten an der Seite und einem Kellner in der Mitte, der eine Kaffeekanne in der Hand hielt.

Dieser Anblick versetzte mir einen Schock, denn ich hatte an alles Mögliche gedacht, nur nicht an Kellner. Aber da stand nun mal einer, einsam und unübersehbar, mitten im besonnten Grün, ein Kellner mit zerknitterter Hemdbrust und einer, der sich höchstens zweimal in der Woche gewa-

schen haben dürfte; aus der Tülle seiner Kaffeekanne kamen Dampfwölkchen und aus seinem Mund treffende Bemerkungen über das Wetter. Eigentlich hatte ich in die Pension zurückkehren wollen, um mit Charlotte zu frühstücken, und es gab für mich überhaupt keinen Grund, den Rasen zu überqueren und geradewegs auf den Kellner zuzutreten, doch in seinem Blick lag etwas so Zwingendes, dass ich nicht nur das Gefühl hatte, hier nichts zu suchen zu haben, wenn ich seinen Kaffee nicht trank, sondern mir dabei unsagbar niederträchtig vorgekommen wäre. So setzte ich mich denn an einen der Tische unter den Buchen – es gab mindestens zwölf, aber nur einen Gast, einen Mann mit Brille –, und der Kellner schleppte ein Tischtuch an, das mich schauern ließ, schenkte mir eine Tasse Kaffee ein und brachte mir ein Brötchen von immenser Zähigkeit – sicher eines von gestern, da der Brotwagen von Binz um diese Zeit hier noch nicht heraufgekommen sein konnte. Das Brötchen holte er aus einem hübschen Haus mit Sprossenfenstern, das seitlich der Lichtung stand, und er fixierte mich mit hungrigem Blick und erzählte mir, dass das Haus ein Gasthaus sei und nicht nur bereit, sondern begierig, mich, so lange, wie ich wollte, als Feriengast aufzunehmen. Ich lehnte höflich ab, mit der Begründung, dass es zu weit vom Wasser entfernt sei. Gerade darin, sagte er, liege sein Reiz. »Die Dame«, fuhr er fort und schwenkte dabei seine Kaffeekanne, aus der sogleich ein dünner Dampfstreifen aufstieg, »die Dame sieht ja selbst, wie idyllisch die Lage ist.«

Die Dame murmelte beifällig und machte sich, um seinem hungrigen Blick auszuweichen, daran, ihr Brötchen an einige erwartungsvolle Hühner zu verteilen, die sich, offensichtlich an derlei gewöhnt, eifrig um sie drängten; so dass die Altbackenheit des Brötchens, vielleicht beabsich-

tigt, dem Gasthaus schließlich in vollem Umfang zugutekam.

Während die Hühner auf weiteres Futter warteten, wurde mir der Kellner, der anscheinend nichts Dringenderes zu tun hatte, unerträglich lästig. Gerne hätte ich da nur gesessen, mich im Schatten ausgeruht und den Wolken zugeschaut, wie sie langsam über den Baumwipfeln gegenüber auftauchten und hoch über mir weiterzogen, aber wegen des Kellners ging das nicht. Also zahlte ich, stand auf, lehnte noch einmal nachdrücklich ab, Quartier in dem Gasthaus zu beziehen oder mir auch nur die Zimmer anzusehen, und wünschte ihm würdevoll und kühl einen guten Morgen.

»Die Dame wird jetzt natürlich das Jagdschloss besichtigen«, sagte der Kellner, während er ein Bündel Eintrittskarten zückte.

»Das Jagdschloss?«, wiederholte ich, und als ich dem Blick des Kellners folgte, sah ich zwischen den Bäumen hindurch, direkt hinter der Stelle, an der ich gesessen hatte, ein Gebäude auf dem Gipfel einer steilen Anhöhe.

Zu ihm also hatte mich mein Spaziergang geführt. Der Reiseführer widmet diesem Jagdschloss mehrere angeregte Seiten. Es gehört dem Fürsten Putbus. Sein runder Turm, der aus einem grünen Blättermeer ragt, ist ein Wahrzeichen Rügens, mit dem ich schnell vertraut geworden war. Wann immer man irgendwo auf der Insel einen Hügel besteigt, um die Aussicht zu genießen, sticht einem das Jagdschloss ins Auge. Wohin man auch fährt, es bildet immer das zentrale Merkmal der Landschaft oder taucht zumindest am Horizont auf. Nur in einigen nördlichen Teilen Rügens ist es nicht zu sehen, und selbst dort würde wahrscheinlich ein geschickt eingestelltes Fernrohr es sogleich herbeizaubern. Und hier stand ich nun unter seinen Mauern. Eigentlich hat-

te ich nicht die Absicht gehabt, es zu besichtigen, und in diesem Moment wollte ich nur den Kellner loswerden und meinen Spaziergang fortsetzen. Aber es war einfacher, eine Eintrittskarte zu lösen, als abzulehnen und ihn laut protestieren zu hören; daher zahlte ich fünfzig Pfennige, bekam einen Zettel ausgehändigt und machte mich an den äußerst steilen Anstieg.

Bei der Wahl des Standorts hatte man offensichtlich keinen Gedanken auf Touristenbeine oder -lungen verschwendet. So kommen sie erhitzt und atemlos oben an, sinken zwischen zwei kupfernen Wölfen auf die Stufen nieder und ringen erst einmal mehrere Minuten nach Luft. Dann läuten sie an einer Glocke, geben ihre Eintrittskarten und Regenschirme ab und werden in kleinen Gruppen von einer älteren Person herumgeführt, die sie augenscheinlich für bedauernswerte Wesen hält.

Als ich oben ankam, fand ich den anderen Gast, den Mann mit Brille, auf den Stufen sitzen und nach Atem ringen. Da ich meinen schon wieder hatte – er war ein Mann von einigem Umfang –, läutete ich die Glocke. Es erschien ein älterer Aufseher, der ein besonderes Talent besaß, einen durch einen bloßen Blick spüren zu lassen, was für ein Wurm man in Wirklichkeit sei. »Ich kann nicht jeden von Ihnen einzeln herumführen«, sagte er und deutete auf den Mann, der noch immer auf der untersten Stufe verschnaufte, »oder möchte Ihr Gemahl das Schloss nicht besichtigen?«

»Mein Gemahl?«, wiederholte ich erstaunt.

»Also, mein Herr«, fuhr er ungeduldig fort und richtete seine Worte an den Rücken unter ihm, »kommen Sie nun, oder kommen Sie nicht?«

Der Mann mit Brille unternahm eine gewaltige Anstrengung, griff nach dem so zweckmäßig dastehenden Bein

eines der beiden Kupferwölfe, zog sich daran hoch und stieg langsam die Stufen hinauf.

»Das Publikum wird ersucht, die Kunstwerke nicht zu berühren«, schnauzte ihn der Aufseher an und schielte nach dem Bein des Wolfes, um zu sehen, ob es Schaden genommen habe.

Der Mann mit Brille wirkte richtig beschämt ob seines Benehmens, auch ich fühlte mich irgendwie beschämt, aber nur aus dem allgemeineren Grund, ein solcher Wurm zu sein; und schweigend folgten wir gemeinsam dem Aufseher ins Haus, gemeinsam gaben wir unsere Eintrittskarten ab und gemeinsam legten wir Stock und Sonnenschirm Seite an Seite auf einen Tisch.

Der Mann mit Brille bekam eine Nummer ausgehändigt.

»Und meine Nummer?«, erkundigte ich mich höflich.

»Eine genügt doch wohl?«, sagte der Führer und musterte mich missbilligend; denn da er mich für die Gattin des Mannes mit Brille hielt, betrachtete er mein Begehren nach einer eigenen Nummer für mich selbst nur als ein weiteres Beispiel dafür, wie weit die moderne Frau in ihrem Kampf um Emanzipation zu gehen gewillt ist.

Demgemäß wurden Stock und Schirm zusammengebunden.

»Wünschen Sie den Turm zu ersteigen?«, fragte er meinen Begleiter und zeigte uns die eiserne Wendeltreppe, die sich innerhalb des Turms bis zur Spitze hochwindet.

»Gott, Du Allmächtiger, nein!«, lautete nach einem kurzen schaudernden Blick die hastige Antwort.

Da er es für selbstverständlich erachtete, dass ich ohne meinen Gemahl keine Türme ersteigen wollen würde, fragte er mich erst gar nicht, sondern ging sogleich voran durch eine sehr hübsche, mit Jagdtrophäen dekorierte Halle zu ei-

ner verschlossenen Tür, vor der in Reih und Glied etliche Paare riesiger grauer Filzpantoffeln standen.

»Dem Publikum ist es nicht gestattet, die fürstlichen Gemächer zu betreten, ohne zuvor diese Pantoffeln über die Stiefel gezogen zu haben«, sagte der Führer, als zitierte er aus einer Vorschrift.

»Alle?«, fragte ich leicht mokant.

Wieder musterte er mich, aber diesmal schweigend.

Der Mann mit Brille fuhr mit den Füßen in das nächstbeste Paar. Selbst für ihn waren sie reichlich weit, und er war ein stattlicher Mann mit entsprechend großen Stiefeln. Ich blickte suchend die Reihe entlang, in der Hoffnung, ein kleineres und vielleicht neueres Paar zu entdecken, aber alle waren gleich groß und schon von vielen Touristen vor mir getragen worden.

»Wenn ich das nächste Mal ins Jagdschloss komme«, bemerkte ich nachdenklich, als ich meine Füße in den weit geöffneten Rachen zweier dieser wollenen Ungetüme verschwinden sah, »bringe ich meine eigenen Pantoffeln mit. Diese Vorkehrung mag ja nützlich sein, aber auserlesen kann man sie nicht nennen.«

Keiner meiner beiden Begleiter nahm von mir Notiz. Der Schlossführer machte ein empörtes Gesicht. Obwohl er mich sicherlich nach wie vor für einen Wurm hielt, mutmaßte er nun jedoch, nach seiner angewiderten Miene zu urteilen, dass ich zu jener höchst lästigen Sorte der aufmüpfigen Würmer gehöre.

Nachdem er uns sicher in unsere Pantoffeln geleitet hatte, wollte er gerade die Tür aufschließen, als die Glocke ertönte. Wortlos ließ er uns vor der verschlossenen Tür stehen, lehnte sich über die Balustrade – denn, wie Charlotte Brontë sagen würde, verehrter Leser, wir waren hinaufgestiegen –

und rief zu dem Fräulein hinunter, das uns Spazierstock und Sonnenschirm abgenommen hatte, sie solle die Besucher einlassen. Das tat sie, und als sie die Tür aufriss, sah ich zwischen den Balustersäulen hindurch Brosy auf der Schwelle stehen und am Fuß der Treppenstufen, gegen einen der kupfernen Wölfe gelehnt, ja, ihren Arm um seine kostbare Schulter geschlungen, die Frau des Bischofs nach Luft schnappen.

Bei diesem Anblick hastete der Aufseher die Treppe hinunter. Der Mann mit Brille und ich, stumm, duldsam und regungslos in unseren Pantoffeln, hielten den Atem an.

»Das Publikum wird ersucht, die Kunstwerke nicht zu berühren!«, schrie der Aufseher, während er hinabstürmte.

»Spricht er mit mir, Liebling?«, fragte Mrs. Harvey-Browne ihren Sohn und blickte zu ihm hoch.

»Ich glaube, ja, Mutter«, sagte Ambrose. »Du darfst dich vermutlich nicht an diesen Wolf lehnen.«

»Wolf?«, rief seine Mutter völlig überrascht, richtete sich auf und beäugte das Tier interessiert durch ihre Lorgnette. »Ja, das stimmt. Ich dachte, es seien preußische Adler.«

»Jedenfalls darfst du sie nicht berühren, Mutter«, erwiderte Ambrose mit leicht ungeduldiger Stimme. »Er sagt, das Publikum darf nichts berühren.«

»Nennt er mich wirklich das Publikum? Hältst du ihn nicht für unverschämt, Liebling?«

»Möchte die Dame das Schloss nun besichtigen oder nicht?«, rief der Aufseher dazwischen. »Ich habe noch eine andere Gesellschaft drinnen warten.«

»Komm, Mutter – du möchtest doch, nicht wahr?«

»Ja – aber nicht, wenn er ein unverschämter Mensch ist, Liebling«, entgegnete Mrs. Harvey-Browne und stieg langsam die Stufen hoch. »Vielleicht solltest du ihm lieber sagen, wer Vater ist.«

»Ich glaube nicht, dass ihn das sehr beeindrucken würde«, meinte Brosy lächelnd. »Dafür kommen viel zu viele Geistliche hierher.«

»Geistliche! Ja, aber keine Bischöfe«, sagte seine Mutter und trat in die Halle, von deren leeren Wänden ihre letzten Worte wie Trompetentöne widerhallten.

»Er würde gar nicht wissen, was ein Bischof ist. Sie haben hier nämlich keine.«

»Keine Bischöfe?«, rief seine Mutter aus, blieb abrupt stehen und starrte ihren Sohn mit sorgenvoller Miene an.

»Bitte um die Eintrittskarten«, unterbrach sie der Aufseher, schlug die Tür zu und riss Brosy die Eintrittskarten aus der Hand.

»Keine Bischöfe?«, fuhr Mrs. Harvey-Browne fort, »und keine Kirchenväter, wie uns diese heruntergekommen aussehende Person, diese Cousine der Frau Nieberlein, gestern Abend erzählte? Mein lieber Brosy, was sind das bloß für sonderbare Zustände?«

»Ganz so hat sie das ja wohl nicht gesagt, oder? Kirchenväter haben sie hier durchaus. Sie hat nur nicht verstanden, was du meintest.«

»Stock und Sonnenschirm, bitte«, unterbrach der Aufseher und entriss diese Utensilien ihren widerstandslosen Händen. »Nehmen Sie bitte die Nummer. Nun hier herum, bitte.«

Er scheuchte sie unter den Turm, oder versuchte es zumindest, aber die Frau des Bischofs hatte sich seit Jahren nicht mehr beeilt, und es wäre ihr nicht im Traum eingefallen, es ausgerechnet jetzt zu tun. Als er sie endlich dort um sich geschart hatte, fragte er, ob sie den Aufstieg zu machen wünschten. Sie blickten hoch, schauderten und verneinten.

»Dann wollen wir uns gleich der anderen Gesellschaft anschließen«, sagte der Aufseher und eilte geschäftig weiter.

»Die andere Gesellschaft?«, rief Mrs. Harvey-Browne auf Deutsch. »Oh, ich hoffe, keine störenden Touristen? Ich dachte, wenn wir so früh kommen, würden wir ihnen aus dem Weg gehen.«

Der Mann mit Brille und ich, bisher stumm, duldsam und regungslos in unseren grauen Filzpantoffeln, horchten gleichzeitig auf. Ich musterte ihn vorsichtig aus den Augenwinkeln und stellte zu meiner Verwirrung fest, dass er ebenfalls vorsichtig aus den seinen zu mir hinschielte. Da standen schon die Harvey-Brownes vor uns.

Nach einem flüchtigen Blick leichten Erstaunens auf meinen Begleiter begrüßte mich der nette Ambrose wie einen alten Freund; hierauf verbeugte er sich mit einer während seines ausgedehnten Aufenthalts im Vaterland erworbenen Formvollendung gegenüber der Person, die er für meinen Gemahl hielt, stellte sich auf deutsche Art mit seinem Namen vor und bemerkte, wie außerordentlich er sich freue, ihn kennenzulernen. »Es freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen«, sagte der liebenswürdige Ambrose.

»Gleichfalls, gleichfalls«, murmelte der Mann mit Brille und verbeugte sich mehrmals, ganz offenkundig verduzt. Auch vor der Frau des Bischofs machte er hastige, verwirrte Verbeugungen, bis er merkte, dass sie über ihn hinwegsah, da hörte er damit auf. Sie hatte meine Gegenwart mit einem kaum merklichen Kopfnicken zur Kenntnis genommen, das ich mit eisiger Gleichgültigkeit erwiderte; was mich jedoch seltsamerweise mehr verletzte als ihr blasierteres Nicken, war der flüchtige Blick, mit dem sie den Mann mit Brille beobachtete, bevor sie über ihn hinwegzusehen begann. Er gehörte nun wahrlich nicht zu mir, und dennoch war ich ge-

kränkt. Da ich mir das nicht erklären konnte, geriet ich ins Grübeln.

»Dem Publikum ist nicht gestattet, die fürstlichen Gemächer zu betreten, ohne zuvor diese Pantoffeln über die Stiefel gezogen zu haben«, sagte der Aufseher.

Mrs. Harvey-Browne betrachtete ihn kritisch. »Er hat eine sehr grobe Ausdrucksweise, findest du nicht, Liebling?«, bemerkte sie zu Ambrose.

»Er zitiert nur aus seinen Dienstvorschriften. Das muss er halt, Mutter. Und wir sind nun einmal das Publikum.«

Ambrose blickte auf meine Füße, dann auf die meines Begleiters, und schlüpfte sodann ohne weiteres Getue in ein Paar Pantoffeln. Er trug Knickerbocker und lange Strümpfe, und seine Beine waren von einer klassischen Feinheit, höchstens ein wenig zu dünn. Die gewaltigen grauen Filzpantoffeln am Ende dieser attischen Beine riefen bei mir eine Wirkung hervor, dass ich einen schrecklichen Augenblick lang drauf und dran war, in schallendes Gelächter auszubrechen. Ich unterdrückte es mit größter Anstrengung und verfiel in einen unnatürlichen Ernst.

Nun hatte auch Mrs. Harvey-Browne die akkurat aufgereihten Pantoffeln erspäht. Sie nahm ihre Lorgnette und musterte sie eingehend. »Typisch deutsch«, bemerkte sie.

»Zieh sie an, Mutter«, bat Ambrose, »wir warten alle auf dich.«

»Sind sie neu, Brosy?«, fragte sie zögernd.

»Die Dame muss die Pantoffeln anziehen, sonst darf sie die fürstlichen Gemächer nicht betreten«, verkündete der Aufseher streng.

»Muss ich wirklich, Brosy?«, erkundigte sie sich bei ihrem Sohn und sah äußerst unglücklich aus. »Ich habe so schreckliche Angst vor Ansteckung oder – oder anderen unange-

nehmen Dingen. Meinen sie etwa, wir ruinieren ihre Teppiche?»

»Die Böden sind poliert, könnte ich mir vorstellen«, erwiderte Ambrose, »und der Besitzer befürchtet wahrscheinlich, dass die Besucher ausrutschen und sich verletzen.«

»Wirklich nett und aufmerksam von ihm – wenn sie nur neu wären.«

Ambrose schlurfte in seinen Filzpantoffeln zum Ende der Reihe und nahm ein Paar weg. »Schau mal, Mutter«, sagte er und brachte sie ihr, »hier ist ein ganz neues Paar. Nie zuvor getragen. Zieh sie an – sie können dir unmöglich schaden.«

Sie waren zwar nicht neu, aber Mrs. Harvey-Browne glaubte es zumindest und erklärte sich endlich bereit, sie anzuziehen. Kaum dass sie an ihren Füßen saßen, in ganzer Riesenhaftigkeit weit unter den Rüschen ihres Rocks herausragten und sie zwangen zu gleiten, statt zu gehen, wurde sie huldvoll. Das Lächeln, mit dem sie an mir vorbeiglitt, wirkte liebenswürdig und zugleich entschuldigend. Die Pantoffeln hatten sie offenbar schnellstens auf das Niveau anderer sündiger Sterblicher heruntergeholt. Dies erschien mir so unbegreiflich, dass ich erneut ins Grübeln geriet.

»Frau Nieberlein ist heute Morgen nicht bei Ihnen?«, fragte sie freundlich, als wir Seite an Seite in die fürstlichen Gemächer schlurften.

»Sie ruht. Sie hatte eine ziemlich schlimme Nacht.«

»Die Nerven, natürlich.«

»Nein, Geister.«

»Geister?«

»Das ist dasselbe«, sagte Ambrose. »Nicht wahr, mein Herr?«, fragte er liebenswürdig den Mann mit Brille.

»Möglicherweise«, entgegnete der Mann mit Brille vorsichtig.

»Aber doch kein wirklicher Geist?«, wollte Mrs. Harvey-Browne wissen.

»Ich glaube, es ist geradezu das Wesen von Geistern, nie wirklich zu sein.«

»Auch der Bischof glaubt nicht, dass es welche gibt. Aber ich – ich weiß wirklich nicht so recht. Man hört so merkwürdige Geschichten. Die Frau eines Geistlichen aus unserer Diözese glaubt ganz fest daran. Sie ist Vegetarierin und isst selbstverständlich sehr viel Gemüse und dann sieht sie Geister.«

»Der Kaminsims«, erläuterte der nun zum Schlossführer mutierte Aufseher, »ist ganz aus römischem Marmor gestaltet.«

»Tatsächlich?«, sagte Mrs. Harvey-Browne und prüfte ihn zerstreut durch ihre Lorgnette. »Sie behauptet, in ihrem Pfarrhaus spuke es; und was, glauben Sie wohl, spukt da? Man kann sich nicht Seltsameres vorstellen: der Geist einer Katze.«

»Die Statue zur Rechten ist von Thorwaldsen«, erläuterte der Schlossführer.

»Der Geist einer Katze!«, wiederholte Mrs. Harvey-Browne eindrucksvoll.

Da sie von mir eine Reaktion zu erwarten schien, sagte ich: »Ach, ja?«

»Die zur Linken ist von Rauch«, erläuterte der Schlossführer.

»Und diese Katze tut niemandem was zuleide. Ich meine, sie ist keine Prophetin künftigen Unglücks in der Familie. Sie läuft einfach nur durch ein bestimmtes Zimmer – den Salon, glaube ich –, ganz wie eine normale Katze, und es passiert nichts.«

»Aber vielleicht ist sie ja eine normale Katze?«

»O nein, sie ist übernatürlich. Außer der Frau des Geistlichen kann niemand sie sehen. Sie schreitet ganz langsam mit hochgestelltem Schwanz einher, und einmal, als die Frau zu ihr hinaufging und versuchte, sie am Schwanz zu ziehen, um sich von ihrer Echtheit zu überzeugen, griff sie nur in leere Luft.«

»Die Fresken, mit denen dieses Gemach geschmückt ist, sind von Kolbe und Eybel«, erläuterte der Schlossführer.

»Sie meinen, die Katze rannte weg?«

»Nein, sie spazierte ganz bedächtig weiter. Aber da der Schwanz nicht aus Fleisch und Blut war, gab es natürlich nichts zu ziehen.«

»Von links beginnend, haben wir als Erstes eine Darstellung von der Ankunft König Waldemars I. auf Rügen«, erläuterte der Schlossführer.

»Aber das Außergewöhnlichste geschah eines Tages, als sie ihr eine Untertasse mit Sahne auf den Fußboden stellte. Sie hatte in der Nacht darüber nachgedacht und war zu dem Schluss gelangt, dass ihr dies so oder so einen eindeutigen Beweis liefern würde, da kein Geist Sahne schleckt und keine echte Katze ihr widerstehen kann. Die Katze kam, sah die Sahne und schleckte sie sofort auf. Meine Freundin war hochofrenut, weil man natürlich echte Katzen am liebsten mag —«

»Das zweite stellt die Einführung des Christentums auf der Insel dar«, erläuterte der Schlossführer.

»— und als sie damit fertig und die Untertasse leer war, ging meine Freundin zu ihr hin —«

»Das dritte stellt die Grundsteinlegung der Kirche von Vilmnitz dar«, erläuterte der Schlossführer.

»— und, was glauben Sie, geschah? Sie schritt geradewegs durch sie hindurch.«

»Durch was?«, fragte ich, höchst interessiert. »Die Sahne oder die Katze?«

»Ach, das war ja gerade das Unfassbare. Sie schritt mitten durch den Körper der Katze hindurch. Was also war aus der Sahne geworden?«

Ich muss gestehen, dass mich noch nie eine Gespenstergeschichte so beeindruckt hatte wie diese; das Verschwinden der Sahne war ein einziges Mysterium.

»Und es war nichts – überhaupt nichts auf ihrem Kleid zurückgeblieben?«, fragte ich gespannt. »Ich meine, nachdem sie durch die Katze hindurchgegangen war? Man würde doch annehmen, dass zumindest etwas von der Sahne –«

»Nicht die geringste Spur.«

Angestrengt nachdenkend starrte ich die Frau des Bischofs an. »Wahrhaft sonderbar«, murmelte ich schließlich, nachdem ich mich vergebens bemüht hatte, mir den Grund für die fehlende Sahne zu erklären.

»Nicht wahr?«, frohlockte Mrs. Harvey-Browne, sehr zufrieden mit der Wirkung ihrer Geschichte. In der Tat hatte die durch die grauen Filzpantoffeln in ihrem Busen geweckte Liebenswürdigkeit rasch zugenommen, und das unerklärliche Verhalten der Sahne schien unsere Freundschaft zu zementieren, als just in dem Augenblick, nachdem sie bemerkt hatte, es gebe mehr Dinge im Himmel und auf Erden, von denen sich unsere Philosophen nichts träumen ließen, und ich, um meine Kenntnis der Klassiker anderer Länder darzutun, hinzugefügt hatte: »Wie Chaucer so richtig bemerkt«, was sie mit »Ach ja, – so schön, nicht wahr?« quittierte, eine Stimme von hinten uns beide zusammenfahren ließ. Wir drehten uns um und erblickten, gewissermaßen an unseren Ellbogen, den Mann mit Brille. Ambrose stand auf der anderen Seite des Zimmers und studierte, unter den sachkundi-

gen Erläuterungen des Schlossführers, die Werke von Kolbe und Eybel. Der Mann mit Brille hatte offenbar die ganze Geschichte von der Katze mitgehört, denn er sagte:

»Die Erscheinung, gnädige Frau, falls sie denn überhaupt etwas zu bedeuten hat, was ich bezweifle, da ich dazu neige, sie auf die gestörte Verdauung der Dame zurückzuführen, scheint auf ein Leben von Katzenselen jenseits des Grabes hinzudeuten. Als Beweis eines solchen Lebens für die menschliche Seele betrachtet, was uns an Phänomenen dieser Art einzig und allein interessieren kann, ist sie selbstverständlich wertlos.«

Mrs. Harvey-Browne beäugte ihn kurz durch ihre Lorgnette. »Christen«, sagte sie dann äußerst reserviert, »bedürfen dafür keines weiteren Beweises.«

»Darf ich fragen, gnädige Frau, was genau sie unter Christen verstehen?«, erkundigte sich der Mann mit Brille forsch. »Definieren Sie es doch bitte schön.«

Nun war es die Frau des Bischofs nicht gewöhnt, um Definitionen gebeten zu werden, und mochte dies ebenso wenig wie wir alle. Außerdem trug der Mann, der durchaus intelligentes Interesse hinter seinen Brillengläsern aufblitzen ließ, sowohl abgenutzte als auch eigenartige Kleidungsstücke, und sein ganzes Äußeres sprach mit lauter Stimme von viel Arbeit und geringem Einkommen. Sie wirkte daher nicht nur hilflos, sondern geradezu entrüstet. »Mein Herr«, sagte sie eisig, »dies ist nicht der Zeitpunkt, zu definieren, was Christen sind.«

»Ich höre diese Bezeichnung immer wieder«, entgegnete der Mann mit Brille, sich verbeugend, aber unverzagt, »und wenn ich mich so umsehe, frage ich mich, wo sie sind?«

»Mein Herr«, sagte Mrs. Harvey-Browne, »sie sind in jedem christlichen Land zu finden.«

»Und welche Länder, gnädige Frau, würden Sie bitte schön christlich nennen? Ich schaue mich um und sehe Nationen, bis an die Zähne bewaffnet, bereit und manchmal sogar begierig, einander an die Kehlen zu springen. Ihre Haltung mag patriotisch, männlich, vielleicht sogar notwendig, ja, durchaus löblich sein, aber würden Sie das christlich nennen?«

»Mein Herr —«, sagte Mrs. Harvey-Browne.

»Da ich, gnädige Frau, Ihrem Akzent entnehme, dass Sie das ausgezeichnete Deutsch, das Sie sprechen, nicht ursprünglich in unserem Vaterland erworben haben, sondern es das Ergebnis eines lobenswerten Fleißes sein muss, wie er in den Schulzimmern Ihrer Jugend und Heimat gepflegt wird, und da ich ferner aus gewissen untrüglichen Anzeichen erkannt habe, dass die in Frage stehende Heimat nur England sein kann, wäre es für mich von besonderem Interesse, erfahren zu dürfen, was die Bewohner dieses aufgeklärten Landes unter dem Begriff ›Christ‹ verstehen. Mein Einkommen reichte bisher nicht aus, um mir einen Besuch seiner gastlichen Ufer zu ermöglichen, und so begrüße ich voll Freude diese Möglichkeit, für uns alle so wichtige Fragen mit einer seiner zweifellos vornehmsten Töchter zu erörtern.«

»Mein Herr —«, sagte Mrs. Harvey-Browne.

»Auf den ersten Blick«, fuhr der Mann mit Brille fort, »wäre man geneigt anzunehmen, dass ein Christ ein Mensch ist, der sich an die Glaubenssätze des Christentums hält. Aber Glaube, sofern er aufrichtig ist, muss seinen praktischen Ausdruck in Werken finden. Wie, gnädige Frau, erklären Sie sich dann die Tatsache, dass ich, wenn ich mich in der Provinzstadt umschaue, in der ich den ehrenvollen Beruf eines Lehrers ausübe, zahlreiche Christen, aber keine christlichen Werke sehe?«

»Mein Herr, ich erkläre mir gar nichts«, entgegnete Mrs. Harvey-Browne wütend.

»Denn bedenken Sie doch, gnädige Frau, den lebendigen Glauben, den andere Konfessionen erwecken. Stellen Sie gegen diese Trägheit das tätige Bekenntnis anderer Glaubender. Betrachten Sie den Derwisch, wie er tanzt, betrachten Sie den Fakir, wie er an seinem Haken hängt –«

»Das werde ich nicht, mein Herr«, sagte Mrs. Harvey-Browne, nun derart gereizt, dass sie nicht mehr an sich halten konnte, »und ich weiß nicht, wie Sie dazu kommen, ausgerechnet jetzt und hier einer Fremden und noch dazu einer Dame ihre Ansichten über geheiligte Dinge aufzudrängen.«

Damit kehrte sie ihm den Rücken zu und schlurfte so würdevoll davon, wie es mit Filzpantoffeln an den Füßen möglich ist.

Der Mann mit Brille stand da wie ein begossener Pudel.

»Die Dame«, sagte ich, da ich Trost spenden wollte, »ist die Ehefrau eines Geistlichen« – (du lieber Himmel, wenn sie mich gehört hätte!) – »und scheut sich daher, über Dinge zu reden, die sie unweigerlich auf geheiligten Boden führen. Ich denke, Sie werden den Sohn sehr aufgeschlossen und gesprächsbereit finden.«

Doch ich muss leider berichten, dass der Mann mit Brille mir gegenüber ungeheure Hemmungen zu haben schien; ob es daran lag, dass der Aufseher mich für seine Gattin gehalten hatte oder ich eine offenbar ungebundene Frau war, die allen Sitten und Gebräuchen zum Trotz allein herumspazierte und Kaffee trank, weiß ich nicht. Jedenfalls begegnete er meinem gutgemeinten Versuch, ihm Mrs. Harvey-Brownes Verhalten zu erklären, mit Misstrauen. Und während er noch irgendetwas von merkwürdigen Manieren der Engländer murmelte, stahl er sich vorsichtig davon.

Von nun an bummelten wir getrennt durch die Gemächer – Ambrose vorneweg mit dem Schlossführer, seine Mutter für sich, ich für mich und ein gutes Stück hinterher der beschämte Mann mit Brille. Er machte keinen Versuch, meinem Rat zu folgen und mit Ambrose ins Gespräch zu kommen, sondern hielt sich sorgsam so weit wie möglich von den anderen fern; und als wir uns kurz darauf wieder außerhalb der fürstlichen Gemächer befanden, gegenüber der Tür, durch die wir hineingegangen waren, schlitterte er nach vorn, schüttelte seine Filzpantoffeln so entschieden von sich, wie jemand Staub von den Füßen schüttelt, vollführte drei hastige Verbeugungen, eine vor jedem von uns, und eilte die Treppe hinab. Unten angelangt, nahm er, wie wir von oben sahen, seinen Spazierstock, den ihm das Fräulein reichte, schüttelte empört und energisch den Kopf, als sie ihm auch meinen Sonnenschirm in die Hand drücken wollte, riss die schwere Tür auf, rannte regelrecht hinaus und schlug sie so heftig hinter sich zu, dass das Jagdschloss erbebt.

Das Fräulein blickte erst auf die zugeschlagene Tür, dann auf den Sonnenschirm und schließlich hoch zu mir. »Zerstritten«, sagte ihr Blick so deutlich wie Worte.

Auch Ambrose sah mich an, und in seinem Blick lag eine Frage.

Mrs. Harvey-Browne sah mich ebenfalls an, und in dem ihren lag kälteste Missbilligung. »Wie kann man bloß«, sagte Mrs. Harvey-Brownes Blick, »eine solche Person heiraten?«

Was mich betrifft, so ging ich mit unschuldig sorgloser Miene die Treppe hinunter. »Wie herrlich«, sagte ich begeistert, »wie wahrhaft herrlich diese Wände mit all den Geweihen und Trophäen aussehen.«

»O ja«, pflichtete mir Ambrose bei.

Mrs. Harvey-Browne schwieg. Wahrscheinlich hatte sie beschlossen, nie wieder das Wort an mich zu richten; aber als wir am Fuß der Treppe angelangt waren und Ambrose das Fräulein und den Schlossführer mit Trinkgeld bedachte, sagte sie: »Ich wusste gar nicht, dass Ihr Gatte mit Ihnen reist.«

»Mein Gatte?«, wiederholte ich fragend. »Aber er reist nicht mit mir. Er ist zu Hause und kümmert sich hoffentlich um meine vernachlässigten Kinder.«

»Zu Hause? Aber wer war dann – wessen Gatte war dann er?«

»War wer?«, fragte ich und folgte ihrem Blick, der auf die soeben zugeknallte Tür gerichtet war.

»Na, der Mann mit Brille?«

»Aber woher soll ich das wissen? Vielleicht ist er überhaupt nicht verheiratet. Mit mir jedenfalls nicht.«

Mrs. Harvey-Browne starrte mich ungeheuer verblüfft an. »Wie sonderbar«, sagte sie.

Inhalt

DER ERSTE TAG

Von Miltzow nach Lauterbach . . . 9

DER ZWEITE TAG

Lauterbach und Vilm . . . 47

DER DRITTE TAG

Von Lauterbach nach Göhren . . . 77

DER VIERTE TAG

Von Göhren nach Thiessow . . . 92

DER VIERTE TAG – FORTSETZUNG

In Thiessow . . . 105

DER FÜNFTE TAG

Von Thiessow nach Sellin . . . 121

DER FÜNFTE TAG – FORTSETZUNG

Von Sellin nach Binz . . . 136

DER SECHSTE TAG

Das Jagdschloss . . . 160

DER SECHSTE TAG – FORTSETZUNG

Granitzer Wald, Schwarzer See und Kieköwer . . . 182

DER SIEBTE TAG

Von Binz nach Stubbenkammer . . . 202

DER SIEBTE TAG – FORTSETZUNG

In Stubbenkammer . . . 222

DER ACHTE TAG

Von Stubbenkammer nach Glowé . . . 234

DER NEUNTE TAG

Von Glowé nach Wiek . . . 258

DER ZEHNTE TAG

Von Wiek nach Hiddensee . . . 280

DER ELFTE TAG

Von Wiek nach Hause . . . 297